


LOREDANA MEDURI & ALESSANDRO SPANU

Der Fischer, der sich nicht aufs Meer traute

Eine Erzählung
über die Erfüllung im Leben



DAS
ERFOLGSBUCH
VON MEDURI &
SPANU



PROLOG

—————»Guten Morgen, haben Sie gut geschlafen? Darf ich Ihnen einen Kaffee machen? Möchten Sie frühstücken?«

Die Frau mit dem dichten, schwarzen Haar hinter dem Empfang lächelte mich strahlend an. Ich schätzte sie auf Mitte vierzig, schlank mit ein paar Rundungen an den richtigen Stellen. Ihre großen dunklen Augen glänzten wach und aufmerksam.

Ich dagegen hatte Kopfschmerzen, da ich in der Nacht kaum ein Auge zugemacht hatte. Zu vieles war mir aus dem Büro durch den Kopf gegangen. Normalerweise konnte ich im Urlaub gut abschalten, doch diesmal war es anders. Die Reise hatte hierher auch deutlich länger gedauert. Der Flug war ziemlich turbulent und die Schlange am Mietwagenschalter war unendlich. So hatte ich mir meinen ersten Urlaubstag nicht vorgestellt.

Es war halb sieben. Eigentlich sah es mein Tagesplan vor, um diese Zeit zwölf bis fünfzehn Kilometer joggen zu gehen. Doch mein rechtes Knie, das in letzter Zeit immer öfter aus heiterem Himmel stark schmerzte, hatte mich davon überzeugt, es heute langsam angehen zu lassen. Mein Arzt hatte mir eine OP empfohlen, aber etwas in mir sträubte sich dagegen.

»Guten Morgen«, sagte ich zu der Dame, die mich immer noch sehr freundlich lächelnd ansah.

»Danke, aber ich habe kein Frühstück gebucht«, sagte ich.

»Es ist im Preis inbegriffen«, erwiderte die Dame ermun-

ternd. »Ich mache Ihnen gerne etwas zurecht.«

»Okay, dann bitte einen Cappuccino.«

Ich wusste noch nicht recht, wie ich es hier finden sollte. Es war alles sehr einfach, aber sauber, was mich beruhigte. Normalerweise suchte ich mir nur gehobene Hotels aus, keine Ferienwohnungen. Dieser Anbieter hier hatte mich dennoch angesprochen. Warum, das hätte ich gar nicht sagen können.

Mein Appartement gehörte zu einem Komplex von fünf oder sechs einzelnen älteren Häusern. Man war als Gast für sich, bekam einen eigenen Schlüssel für die ganze Etage in einem der Häuser, und wenn man etwas brauchte, ging man zum Empfang.

»Bitte nehmen Sie Platz. Ich bringe Ihnen den Cappuccino sofort.«

»Ach, und ich hätte gerne einen Plan der Gegend. Haben Sie so etwas?«, fragte ich.

»Natürlich. Bringe ich Ihnen auch gleich.«

Ich trat auf die Veranda und war anscheinend der einzige Gast. Vielleicht schliefen alle anderen auch noch. Ich musste an Anna denken, die auch nicht gerne früh aufstand, wenn sie Urlaub hatte.

Wie immer hatte ich beim Abschiedskuss in ihren Augen gesehen, dass sie mich gerne hierherbegleitet hätte. Doch ich brauchte diese Auszeiten dringend für mich, das hatten wir schon mehrfach besprochen. Eine Woche im späten Frühling und eine im Herbst, das waren »Andreaszeiten«. Im Sommer und im Winter verreiste ich dann

jeweils eine Woche mit ihr gemeinsam. Für mich fühlte sich das gut an.

Ohne diese kurzen Zwischenstopps für mich allein wurde ich verrückt. Dazu war zu viel los bei uns in der Bank: zu viel Stress, ständige Veränderungen, auf die zu reagieren war, Kundenwünsche ... Ich war für die großen Gewerbetkunden verantwortlich, bei denen es immer um Millionenbeträge ging. Wo viel Geld, da auch viel Druck und höchste Ansprüche von allen Seiten. Nicht selten gaben unsere Vorstände den Druck, den sie hatten, an uns weiter.

Vor ein paar Jahren wollte mich mal ein anderes Unternehmen abwerben, ein Schweizer Finanzdienstleister. Sie hatten von mir und meinen Leistungen gehört. Für ein paar Tage lang hatte ich mir innerlich vorgestellt, wie das sein könnte, in die Alpen zu ziehen, traumhafte Skipisten direkt in der Nachbarschaft ... Doch dann hatte ich abgelehnt. Ich fühlte mich wohl in meinem derzeitigen Unternehmen, auch wenn es Reibungspunkte mit den Vorständen gab, die ich mit schöner Regelmäßigkeit am liebsten auf den Mond katapultierte. Immerhin verdiente ich gutes Geld. Manchmal nannte ich es scherzhaft Schmerzensgeld.

Die Dame brachte mir meinen Cappuccino nach draußen. Sie hatte auch einen Teller mit einem warmen, duftenden Croissant dabei. Bevor ich ablehnen konnte, da ich die Kombination von weißem Mehl mit Fett so gut es ging mied, sagte sie: »Das Croissant müssen Sie probieren.

Meine Mama macht sie selbst. Es ist mit Aprikosenmarmelade gefüllt. Und hier ist Ihr Plan.« Sie legte mir eine spartanische Landkarte und eine kleine Ortsübersicht hin, auf der von Hand das Haus eingezeichnet war, in dem wir uns befanden.

»Danke.«

»Lassen Sie sich alles schmecken. Wenn Sie mich brauchen, rufen Sie einfach!« Mit diesen Worten verschwand die Dame in Richtung Empfang. Bei der Betrachtung ihres Rückens fiel mir auf, dass sie ganz in Schwarz gekleidet war. Auch die flachen Schuhe und die feine Strumpfhose waren schwarz. Warum trug sie nicht etwas Helles oder Blumiges?

Vor der Unterkunft lag ein großer Garten mit Olivenbäumen und Oleander. Das Meer war nur als ganz schmaler, blauer Streifen über den Nachbarhäusern zu sehen, obwohl der Text im Internet Meerblick versprochen hatte. Wahrscheinlich sah man das Meer von einem der anderen Häuser, in denen ich nicht wohnte. Was soll's, dachte ich. Jeder wollte doch irgendwie Kohle machen.

Statt den Abruzzen hatte ich alternativ eine Fahrradtour rund um den Gardasee im Auge gehabt oder eine Woche Trekking in Nepal. Doch für Nepal war die Zeit zu kurz. Im Herbst hatte ich außerdem schon eine Alpenüberquerung mit dem Rad geplant. Daher war meine Wahl jetzt im Frühling auf das Meer gefallen.

Anna hatte die Idee auch schön gefunden. Jetzt war ich hier, ohne sie. Ich wusste, dass ich sie damit verletzt hatte.

Doch der Gardasee hätte sie genauso verletzt. Alles hätte sie verletzt, egal, wohin ich fuhr.

Ehrlich gesagt, verstand ich nicht, warum sie die Zeiten, in denen ich weg war, nicht auch einfach für sich nutzte und etwas mit ihren Freundinnen unternahm. Ohne Kinder waren wir doch ungebunden und frei. Aber Anna blieb jedes Mal zu Hause und deckte sich mit Arbeit ein. Sie war in der Buchhaltung eines großen Automobilkonzerns tätig.

Der Cappuccino war gut, deutlich besser als der aus dem Vollautomaten im Büro. Auch das Croissant hielt, was es versprach. Ich musste beim Kauen an den Füllstand meines E-Mail-Postfachs denken. Egal, meine Vertretung sollte sich in meiner Abwesenheit darum kümmern. Ich war jetzt mal weg.

Erst jetzt fiel mir auf, dass ich außer ein paar Vögeln und einem Moped in der Ferne nichts hörte. Kein Flugzeug war am Himmel unterwegs, nicht mal eine Wolke. Ich beschloss, gleich nach dem Frühstück runter ans Wasser zu laufen und einen Spaziergang machen. Wenn mein Knie sich gegen Mittag beruhigte, könnte ich immer noch joggen gehen.

Als ich aufstand und drinnen wieder am Empfang vorbeiging, lächelte mir die Angestellte erneut zu. Oder war sie die Inhaberin? Ich konnte es nicht sagen.

»Ich wünsche Ihnen einen schönen Tag!«, rief sie.

Ich nickte. »Ihnen auch, danke.«

»Wenn Sie zum Meer wollen, ist es nicht weit«, fügte sie

noch hinzu. »Sie gehen einfach hier bei uns weiter. Nach etwa 200 Metern führt eine kleine Gasse rechts zwischen den Häusern durch. Danach kommen Büsche, durch die es aber einen Pfad gibt. Sie werden es finden.«

»Na, dann will ich mich mal durch die Büsche schlagen«, sagte ich grinsend.

»Die Küste wird Ihnen gefallen, glauben Sie mir!«, hörte ich ihre Stimme noch, dann stand ich vor dem Haus in der Sonne.

Ich fand den Weg durch die Büsche, von denen die Dame gesprochen hatte, und lief hindurch. Von außen hätte man mich nicht sehen können, so gut schirmten mich die dünnen Zweige und Blätter ab. Niemand kam mir entgegen, als ich auf der anderen Seite wieder in die Sonne trat. Vor mir erstreckte sich das Meer bis zum Horizont. Ein traumhafter Anblick wie aus einem Katalog eines großen Reiseveranstalters. Ich atmete auf. Am Meer zu stehen, gab mir jedes Mal das unbeschreibliche Gefühl von Freiheit, das ich zu Hause oft vermisste. Anna und ich hatten es schön, doch die große Eigentumswohnung, zwei Autos und alle Versicherungen wollten eben auch bezahlt werden. Auch beim Essen und bei der Kleidung wollten wir uns nicht einschränken. So war es eben.

Hinter dem Spazierweg ging es steil den Abhang hinunter zum Strand. Es gab keine Treppen, also musste ich wohl noch ein Stück weiter gehen. Links von mir aus gesehen verlief ein langer Steg bis ins Meer. An seinem Ende stand eine einfache Holzhütte. Ich konnte weiterhin mehrere

große, rechteckige Netze erkennen, die über lange Streben und Seile am Steg befestigt waren. Sie sahen aus wie riesige Spinnennetze. Alles wirkte seltsam schmucklos und zerbrechlich. Und wurden Netze zum Fischen nicht eigentlich erst draußen auf dem Meer ausgeworfen? Eigenartig, dieses Konstrukt.

Ich lief auf den Steg zu, um ihn mir aus der Nähe anzusehen. Er schien mir nicht besonders stabil gebaut zu sein, auch wenn sein Unterboden auf dicken Pfählen ruhte und Stahlseile die ganze Konstruktion zusätzlich sicherten. Außerdem schwankte das ganze Gebilde ziemlich. Oder bildete ich mir das ein, weil das Meer so stark in Bewegung war?

Also gut, dachte ich, hast du das auch gesehen. Eine Hütte mit Netzen auf einem Steg im Meer.

Die Hütte sah unbewohnt aus. Keine Menschenseele zu sehen. Ich wollte gerade weitergehen, um meinen Spaziergang von hier aus zu starten, da bemerkte ich die Schiefertafel. Sie war neben einer Art Türrahmen befestigt, der aus alten Holzbalken zusammengezimmert war. Die Tafel war mit Kreide beschrieben und hing auf meiner Augenhöhe.

»Was würdest du tun, wenn du keine Angst hättest?«

Ich las die Frage noch einmal. Hier wohnte wohl eine Art Philosoph. Irgendwie irritierte mich diese Frage. Ich konnte zum ersten Mal nachfühlen, wie sich mein Klassenlehrer vorgekommen sein musste, wenn wir in der Pause die Tafel vollschmierten und er bei seiner Rückkehr

ins Zimmer mit hochrotem Kopf den Schwamm nahm und sie sauber wischte. Ich hatte das Bedürfnis, diese Frage wegzuwischen.

Plötzlich tauchte jemand neben der Hütte auf. Es war ein älterer Herr mit schulterlangem, grauem Haar, hellem Poloshirt, weiten, grauen Stoffhosen und Parkajacke.

Der Mann winkte mir zu und kam mir entgegen.

»Guten Tag! Kommen Sie herein«, rief er.

Ich hatte eigentlich keine große Lust, meine Füße auf diesen wackeligen Steg zu setzen.

»Kommen Sie!«, rief der Mann erneut. Inzwischen war er mir so nah, dass ich das helle Blau seiner Augen erkennen konnte und die vielen Falten, die über sein Gesicht liefen. Wie ein Fischernetz, dachte ich. Der Mann wirkte auch sonst wie ein Fischer.

»Danke, ich wollte nur mal schauen.«

Ich wollte schnell weitergehen, doch er rief: »Schön, dass Sie da sind. Ich habe Sie schon erwartet!«

Das wurde mir jetzt aber langsam unheimlich. Ein Teil von mir wollte schleunigst weiter. Ein anderer Teil – der, der gerne Abenteuer erlebte und im Urlaub mit einem Mountainbike mörderische Berge mit Speed herunterrasste – der wollte bleiben. Ich war hin- und hergerissen.

Der Mann war barfuß. Wir standen uns jetzt gegenüber. Er auf der einen Seite des angedeuteten Türrahmens, ich auf der anderen. Er wirkte sehr gepflegt, wie ich feststellte, und lächelte mich an, als würden wir uns kennen.

»Wie heißen Sie?«

»Andreas«, sagte ich.

»Andreas«, wiederholte er. »Willkommen, treten Sie ein. Sie brauchen keine Angst zu haben. Ich will Ihnen etwas zeigen. Mein Name ist Claudio.« Er streckte mir die Hand hin. »Freut mich, Sie kennenzulernen.«

Ob ich in diesem Moment erfreut war, wusste ich nicht. Okay, dachte ich schließlich. Du gehst ganz kurz mit dem Mann mit, schaut dir an, was er dir zeigen will, und machst dann, dass du wieder wegkommst.

Ich erwiderte seinen Händedruck und betrat den Steg. Später würde ich mich daran erinnern, dass dieser Schritt einer der bedeutendsten in meinem Leben war.



—————Der Mann lief vorneweg. Seine Füße waren braun gebrannt und sehr schlank, die Sohlen zart und glatt wie die eines kleinen Kindes. Es musste vom vielen Barfußlaufen kommen oder vom Sand, der die Hornhaut zuverlässig wegschliff. Das sparte den Gang zur Pediküre, dachte ich. Anna zahlte 30 Euro dafür, einmal im Monat. Mein Banker-Hirn rechnete blitzschnell aus, dass das 360 Euro im Jahr waren.

Der Wind hatte plötzlich zugenommen. Wolken waren am vorher makellosen Himmel aufgetaucht und ich hatte das Gefühl, dass der Steg tatsächlich schwankte. Ich konnte die Algen riechen, die das Wasser unter uns aufwühlte. Erst jetzt erkannte ich, dass über der Hütte und auch dahinter unzählige Seile und Leinen gespannt waren.

Hatten die Verbindungen und die Anzahl der Seile ein System? Ich konnte keines erkennen. Alles wirkte so, als hätte es ein Mensch zusammengezimmert, der seine Kernkompetenz nicht gerade im Bauwesen hatte.

Zwischen den Ritzen der Planken unter mir schimmerte das Wasser durch, was meine Unsicherheit noch verstärkte. Ich wollte so schnell wie möglich wieder an Land, festen Boden unter den Füßen haben.

Vorsichtshalber hielt ich mich an dem dicken, alten Tau fest, das wie eine Griffleiste zu beiden Seiten des Stegs geführt war. Wind und Wellen vieler Jahre hatten seine Spuren darauf hinterlassen: Eine grauweiße Salzschiicht überzog große Teile. Ich betrachtete die klebrigen Salzkrumen in meiner Handfläche. Sie fühlte sich plötzlich taub an.

War meine Hand trocken oder feucht? Ich vermochte es nicht zu sagen. Seltsam. Ich war froh, als wir die Holzhütte erreichten.

»Willkommen in meinem Haus. Fühlen Sie sich als mein Gast«, sagte der Mann und ließ mich zuerst eintreten. Der Begriff Haus war übertrieben, denn die Hütte bestand aus einem einfachen, großen Raum. In einer Ecke gab es einen Tisch mit Stühlen und einer L-förmigen Sitzbank, die ebenfalls aus Holz geschreinert waren. Vor einem kleinen Ofen stand ein ziemlich abgewetzter, vormals dunkelblauer Ohrensessel mit einer länglichen Fußbank. Außerdem gab es noch eine winzige Kochnische mit einer Arbeitsplatte. Alles wirkte sehr schlicht und anspruchslos.

Aus einem der Fenster konnte ich sehen, dass die Wellen inzwischen an die Küste klatschten. Das Wasser war auf einmal nicht mehr blau, sondern grau. Sollte ich lieber noch schnell ins Appartement zurück gehen? Wer weiß, wie lange der Sturm anhielt?

Der Wind begann plötzlich, an den Scheiben zu rütteln. Der Fischer prüfte eines der Fenster und schloss es fester zu. Auch die Seile und Leinen draußen fingen an zu tanzen, so heftig peitschten die Böen sie hin und her. Ich konnte das Quietschen der Metallösen bis in die Hütte hören. Und als wolle er meine Frage nach einer Rückkehr ins Appartement restlos beseitigen, ließ der Himmel einen Regenguss von oben los, als wollte er den Steg und alles, was sich darauf befand, hinwegspülen.

»Setzen Sie sich, ich mache uns einen Tee, da draußen ist

es jetzt sowieso zu ungemütlich zum Spaziergehen«, schlug der Fischer vor und lud mich ein, in dem Ohrensessel Platz zu nehmen. Ich zögerte, weil ich immer noch nicht wusste, was ich hier in der Hütte sollte. Auf einem hölzernen Beistelltisch neben dem Sessel lag ein Buch. »Sie können gerne ein bisschen lesen, bis der Tee fertig ist«, sagte er und deutete auf das Buch.

Ich nahm es zur Hand. Es hatte einen dunkelroten Einband. Kein Titel war darauf abgedruckt, auch nicht der Name eines Autors. Der Text bestand aus Gedichten. Ich seufzte. Gedichte waren überhaupt nicht mein Ding. Ich sah generell lieber fern statt zu lesen. Eine Serie auf Netflix oder ein Action-Film waren meine erste Wahl.

»Was?«, fragte der Mann mit einem amüsierten Zug um den Mund. »Mögen Sie keine Poesie?«

»Um ehrlich zu sein, nein«, sagte ich und legte das Buch wieder hin.

»Wer keine Poesie mag, der mag das Leben nicht«, sagte er mehr zu sich als zu mir. Ich beschloss, mich nicht auf eine solche Diskussion einzulassen. Er war gerade dabei, einen Teefilter aus Metall mit verschiedenen getrockneten Kräutern zu füllen.

»Was ist das für Tee?«, fragte ich vorsichtig. Ich hatte mal auf einen angeblich harmlosen und sehr gesunden Blütenpollentee eine krasse allergische Reaktion gehabt. Sie noch einmal zu erleben, darauf hatte ich alles andere als Lust, zumal ich nicht wusste, wo hier die nächste Apotheke war. Draußen schlug etwas gegen das Fenster. Der Fischer zog

sich die Kapuze des Parkas, den er immer noch trug, über den Kopf, und ging vor die Tür. Ich war allein in dem Raum und konnte durch die Scheibe sehen, dass er draußen auf dem Steg einige Seile wieder befestigte, die dem Wind nicht standgehalten hatten.

Die ganze Konstruktion wirkte umständlich und überflüssig auf mich. Warum fischten die Menschen hier nicht mit Booten wie die Fischer überall auf der Welt? Wieso dieser ganze Aufwand?

»Es gibt immer was zu tun! Immer etwas zu pflegen. Immer eine Stelle, auf die man seine Aufmerksamkeit richten muss«, sagte der Fischer, als er wieder hereinkam und seinen triefnassen Parka auszog. »Wussten Sie schon? Man nennt das, worauf wir uns hier befinden, einen Trabocco. Die Trabocchi, von denen es hier in der Gegend etwa zwei Dutzend gibt, haben eine ganz besondere Geschichte.« Er hängte die Jacke über einen Holzstuhl, den er in der Nähe des Ofens platzierte.

Der Wasserkessel auf dem Gasherd machte inzwischen ein pfeifendes Geräusch. Der Fischer brühte unseren Tee auf, dann setzte er sich auf einen anderen Holzstuhl in meine Nähe. Ich wollte ihm meinen Ohrensessel anbieten, da er offensichtlich der Ältere von uns beiden war, doch er lehnte mit einer Handbewegung ab.

»Bleiben Sie sitzen. Sie haben es nötiger als ich.«

Was meinte er denn damit? Ich konnte nicht nachfragen, denn er begann bereits zu erzählen.

»Die Trabocchi wurden gebaut, um zu fischen, ohne aufs

Meer hinauszufahren.« Er lächelte mich an. »Es klingt auf den ersten Blick wie ein Widerspruch, oder? Das ist es aber nicht. Die Menschen hier in der Region sind eher Landwirte gewesen als Fischer. Dennoch brauchten sie einen Zusatzerwerb, denn von der reinen Landwirtschaft konnten sie ihre Familien nicht länger ernähren. Das Meer lag schon immer vor ihrer Haustür. Und eines Tages kamen sie auf die Idee, diese Art Boote zu bauen, die in Wahrheit gar keine Boote sind. Verkennen Sie die Konstruktion nicht!«, sagte er mit erhobenem Zeigefinger zu mir, als hätte er meine Gedanken von vorhin erraten. »Die Bauweise ist hochkomplex, auch wenn es nicht so aussieht. Die perfekte Einheit vom Steg, dieser Hütte und der Waage – das ist das große Netz, das für den Fang abgesenkt und wieder angehoben wird – muss genau ausgeklügelt sein, um dem Zorn des Meeres zu trotzen.«

Zorn des Meeres. Der Mann hat zu viele Gedichte gelesen, dachte ich. Doch ich sah ein, dass etwas, das dem Wind und Wetter derart schutzlos ausgesetzt war, sowohl flexibel als auch widerstandsfähig sein musste. Ein bisschen mehr Sinn für Architektur hätten sie aber schon beweisen können, fand ich.

»Leben Sie hier?«, fragte ich. Denn jetzt wollte ich doch etwas genauer wissen, mit wem ich es hier zu tun hatte.

Der Mann antwortete nicht. Er hob in Ruhe den Filter mit den Kräutern aus der Kanne, brachte ihn zur Spüle, um ihn dort auskühlen zu lassen, verschloss dann die Kanne mit einem runden Deckel, schenkte uns zwei robuste, ge-

töpferte Becher ein und kam zurück zu mir. Er drückte mir einen der Becher in die Hand. »Benötigen Sie Zucker?«

Ich verneinte mit einem Kopfschütteln.

Er setzte sich, umschloss seinen Becher mit beiden Händen und sah eine Weile ins Feuer. Dann ging ein Lächeln über sein Gesicht. »Wissen Sie, was ich so spannend an den Trabocchi finde?« Er sah mich an. Meine Frage schien er komplett vergessen zu haben. Vielleicht war er schon ein wenig senil?

»Was?«

»Die Trabocchi sehen sehr wackelig aus, fast zerbrechlich, doch sie sind äußerst stabil. Wohingegen vieles in unserem Leben da draußen stabil aussieht, aber in Wahrheit auf sehr wackeligen Beinen steht.«

»Wie meinen Sie das?«

Sein Blick durchbohrte mich. Erst jetzt fiel mir auf, wie hell seine Augen wirklich waren. Fast kein Blau mehr, sondern eher wie das Weiß der Schaumkronen von Wellen.

»Ich glaube, dass die meisten Menschen da draußen so tun, als wäre alles in ihrem Leben in Ordnung, obwohl sie genau wissen, dass es das nicht ist. Bloß den Schein nach außen wahren! Egal, wie es in dir drinnen aussieht. Die Menschen schmücken sich mit Statussymbolen, obwohl sie sich dafür teilweise bis weit über den Kopf verschulden müssen.«

Ich wollte widersprechen, denn es war mein Beruf, Kredite zu vergeben, und daran fand ich überhaupt nichts verwerflich. Er schien es zu bemerken.

»Wollten Sie etwas sagen?«, fragte er und sah mich for-

schend an.

»Nein«, erwiderte ich. Ich hatte keine Lust, mich gegenüber diesem Fremden in irgendeiner Weise zu rechtfertigen. Mit Geld konnte man schließlich eine Menge Dinge bewegen im Leben. Am liebsten wäre ich aufgestanden und gegangen, doch der Regen da draußen hätte mich innerhalb weniger Minuten bis auf die Haut durchnässt.

»Was ich damit sagen will, ist, dass die meisten Menschen so tun, als hätten sie keine Angst. In Wahrheit treffen sie fast alle ihrer Entscheidungen aus einer Haltung der Angst heraus.« Der Mann sprach vor sich hin, als würde er bloß laut denken.

Ich versuchte es noch einmal an meinem Tee und jetzt ließ er sich in kleinen Schlucken trinken. Was sollte ich sagen? Ich war hierhergefahren, um Urlaub zu machen. Mein Kopf, der sich den ganzen Tag im Büro mit Ratings, Bonitäten, Zinsverläufen, diversen anderen Zahlen und Kunden herumschlug, die nicht immer einfach waren, von meinem Chef ganz zu schweigen, war froh um eine Pause. Ich konnte mir vorstellen, dass dieser Fischer hier einsam war, weil er nicht viele Menschen am Tag traf. Aber musste ausgerechnet ich das Opfer sein, das nun seinen Redeschwall abbekam und seinen Philosophien lauschen musste? Es nervte mich.

»Haben Sie darüber noch nie nachgedacht?«, bohrte der Mann nach.

»Wollen Sie eine ehrliche Antwort hören? Nein, darüber habe ich noch nicht nachgedacht«, sagte ich und hielt sei-

nem Blick stand.

»Natürlich, ich möchte nur ehrliche Antworten von Ihnen, sonst werfe ich Sie ins Wasser!«, rief der Mann und machte eine Bewegung mit beiden Armen, als würde er mich über die Reling stoßen. Der Bewegung folgte ein schallendes Lachen. Offensichtlich amüsierte ihn sein eigener Witz.

Ich seufzte.

»Und? Was ist Ihre Antwort auf die Frage des Tages?«

Ich sah ihn verwirrt an. »Was meinen Sie? Welche Frage des Tages?«

»Na, die Frage auf der Tafel. Was würden Sie tun, wenn Sie keine Angst hätten?«, antwortete er.

»Ich habe keine Angst«, sagte ich, ohne nachzudenken. Ich dachte an meine letzte Tour mit dem Mountainbike. Die Wege waren halbsbrecherisch schmal gewesen. Einige aus unserer Truppe hatten eine andere Route gewählt. Doch ich und zwei andere Kumpels hatten die »Todesstrecke« gewählt, wie sie in Insiderkreisen auch genannt wurde. Auch beruflich hatte ich schon so manche mutige Entscheidung getroffen und Unternehmen einen Kredit gegeben, die bei anderen Banken abgeblitzt waren.

Der Mann holte tief Luft und stieß dann den Atem aus. Es klang wie ein Seufzen, das nachsichtige Eltern machen, wenn ihr Kind etwas partout nicht verstehen will.

Nach einigen Augenblicken, die mir wie eine Ewigkeit vorkamen, öffnete er den Mund. »Die Fischer damals, die hatten auch Angst. Sie hätten, wie Sie wahrscheinlich schon bemerkt haben, auch einfach Boote bauen und aufs Meer

rausfahren können. Doch das hielten sie nicht für sicher genug. Das große, weite Meer ist zwar sehr schön, doch es ist auch ein Lebensrisiko für den, der sich damit nicht auskennt. Die Fischer damals, die haben den sicheren Weg gewählt.«

Ich sah ihn fragend an. Was meinte er damit?

»Sie haben diese großen Netze gebaut. Man senkt sie nachts ab und holt sie früh am Morgen vor Sonnenaufgang wieder hoch. So gehen die Fische ins Netz, die das Meer über Nacht mit der Strömung heranspült. Doch das bedeutet nun mal auch, dass man nur das ins Netz bekommt, was das Meer bringt. Würde man weiter hinausfahren, könnte man selbst bestimmen, was man fischt. Verstehen Sie mich?«

Natürlich verstand ich ihn, ich war ja nicht blöd. Seine Art war einerseits interessant, fand ich. Einen Menschen wie ihn hatte ich noch nie getroffen. Andererseits hatte er auch etwas an sich, das mich verärgerte. Was war es nur?

Ich beeilte mich, meinen Tee auszutrinken, dann stand ich auf.

»Vielen Dank für alles. Es war sehr nett, Ihre Bekanntschaft zu machen«, sagte ich.

»Nur nett? Das ist das schrecklichste Kompliment, das ich je bekommen habe!«, rief er laut und wieder folgte ein schallendes Lachen. Er schien sehr viel zu lachen.

»Haben Sie schon einmal das Gefühl gehabt, etwas Entscheidendes in Ihrem Leben verpasst zu haben?«

»Nein, habe ich nicht«, erwiderte ich heftiger, als ich es vorgehabt hatte.

Der Mann zog eine Augenbraue hoch. »Entschuldigung. Ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten. Was werden Sie machen in der Zeit, die Sie hier sind?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Mir die Gegend ansehen. Ein Fahrrad mieten, eine längere Tour machen. So etwas in der Art.«

»Ah, ein paar hübsche kleine Ablenkungsmanöver«, sagte der Mann mit einem seltsamen Lächeln.

Wurde er jetzt etwa dreist?

»Manchmal möchte man einfach mal aus seinem Leben davonlaufen, oder?«, fragte er sanft.

»Ja, vielleicht«, sagte ich. »Okay, ich muss dann los.« Ich stand auf. »Wiedersehen.«

Er lächelte mich an. »Ich wünsche Ihnen einen wundervollen Tag!«

Ich ging allein über den Steg in Richtung Ufer zurück, trat wieder durch den Türrahmen aus Holzbalken und setzte meinen Spaziergang fort. Oder besser: Ich fing ihn ja gerade erst an. Das Gespräch mit diesem Mann hatte mich ganz schön nachdenklich gemacht. Warum eigentlich? Was hatten seine Worte in mir ausgelöst?

Nein, ich habe keine Angst, sagte ich mir fest. Und ich werde mir auch keine Ängste einreden lassen von diesem Mann. Ich habe Urlaub!

Morgen früh würde ich einfach nicht an den Strand gehen, sondern etwas anderes machen. Die Gegend hier war groß. Wir würden uns sicher nicht noch mal über den Weg laufen. Doch innerlich wusste ich, dass das nicht stimmte.

DIE AUTOREN



_____Loredana Meduri und Alessandro Spanu sind Experten für Change und Leadership. Sie wurden in Deutschland geboren und haben italienische Wurzeln. Beide waren über 20 Jahre in der internationalen Wirtschaft tätig. Ihre Expertise und ihre vielfältigen Erfahrungen im Bereich Risk Management, Sales & Marketing und Customer Relationship Management geben sie heute in Form von innovativen Vorträgen, Trainings und Coachings weiter und begleiten Menschen und Unternehmen erfolgreich durch den Wandel.

Loredana und Alessandro lieben, was sie tun, und schenken mit ihrer Gelassenheit und Lebensfreude ihren Kunden und Teilnehmern immer ein positives Lebensgefühl. Den Impuls für dieses Buch gab ihnen eine Unterhaltung mit einem »Fischer« namens Claudio bei einem Spaziergang entlang der Küste der Trabocchi. Daraus entstand diese Geschichte.

Der Fischer, der sich nicht aufs Meer traute

**DOLCE VITA
CAMPS AUF DEM
TRABOCCO**

_____ Solltest du Lust bekommen haben, mit Lore-dana und Alessandro an der Küste der Trabocchi inspirierende und bereichernde Tage zu verbringen, dann findest du auf der Webseite www.meduri-spanu.com Termine für die DOLCE-VITA-CAMPS.

Wir bieten die DOLCE-VITA-CAMPS für individuelle Gruppen in drei Sprachen an: auf Deutsch, Englisch und Italienisch.

Diese exklusive Erfahrung wird dich beeindrucken und näher zu dir und deiner Erfüllung bringen.

*Wege entstehen
dadurch, dass man
sie geht.*

Franz Kafka

*»Wenn du ein erfülltes Leben haben willst,
stell dir zuerst die richtigen Fragen!«*

Eine Reise an die Südküste Italiens eröffnet Andreas eine neue Welt. Eigentlich wollte er nur ein paar Tage abschalten, um Abstand vom Arbeitsalltag zu gewinnen. Doch die Begegnung mit dem Fischer Claudio soll die wichtigste Begegnung in seinem Leben werden. Die Fragen, mit denen er konfrontiert wird, bringen Andreas aus der Fassung und legen gleichzeitig die Weichen für ein neues Leben.

Diese gefühlte wahre Geschichte spielt sich an einem Ort ab, den es tatsächlich gibt. Sie regt zur Selbstreflexion an und macht Mut, die eigenen Träume zu finden und sie zu leben.



9 783000 675607

MEDURI  SPANU

INFO@MEDURI-SPANU.COM
MEDURI-SPANU.COM